

(Nachdruck verboten.)

Vor dem Sturm.

Roman von M. E. delle Grazie.

37]

„Ich kann nit mehr los“, klagte sie in den Wind hinein, „wie ich's auch dreh und wend“.

Sie mußte wohl etwas zu laut geworden sein, denn Wettl spitzte die Ohren, kehrte das Haupt nach ihr; sah sie mit dem einen Auge an, so von der Seite her, mit dem guten, klugen Blick, der ihr eigen war.

„Ach was!“ rief Lolette plötzlich mit einer heftigen Bewegung. „Das beutelt man halt ab, weg'n den Leut'n . . . pah!“

Ein leichtes Getätschel auf Wettls Hals, und sie wußte, was es galt: heim ging's!

Vor Sonnenuntergang schwankten die letzten Erntewagen durch den Wirtschaftshof zur Scheuer. Des Jahres Segen war geborgen! Wie erlöst atmeten alle auf, und nun die saueren Tage des „Schnitts“ vorüber, der letzte Schweiß vergossen war, schien sich plötzlich niemand mehr müde zu fühlen. Alt und jung half mit, die letzten goldenen Garben unter das Dach der hochgefüllten Scheune zu bringen. Gelächter flog dabei auf und derbe, bodenständige Witze, wie sie das Volk liebt und selbst die Weiber bei solchen Gelegenheiten mit einem munteren Köchern hinnehmen. Wo aber ein paar Arme für einen Moment feierten, griff sich der Bursch rasch die nächste Dirne zum Tanz heraus und wirbelte mit ihr über die glattgestampfte Tenne hin. Der „Schnitthahn“ winkt — und die Aussicht auf das reichliche Mahl und einen „guten Trunk“, die nach landesüblichem Brauch die letzte Mühe der Arbeiter lohnten, machte die Leute noch einmal so froh. Zuletzt halfen alle mit, nur um fertig zu werden. Selbst der alte Breiner war sich nicht zu gut, stand da und gabelte, während die senffarbenen Gamaschen um seine dünnen Beine schlotterten. Bloß den „Livreerod“ hatte er abgelegt, und schien ihm ein Scherz etwas allzu derb, hielt er es für seine Christenpflicht, die Stirne zu runzeln; aber den Spaß wollte auch er heute niemandem verderben.

In der Küche briet und brotete es. Stat auch kein Gahn am Spieße, so war es doch ein saftiges Stück Dönsfleisch. Dazu gabs Erdäpfelschmarrn und Sauerkraut und „Ummurken“ (Gurken). Hauptsache aber war das „Bacht“. Auf großen, flachen Tellern, die breite, blaue Ränder hatten, standen all' die guten Bissen da, die sich der häuerliche Gaumen zu festlichen Gelegenheiten wünscht: „Fled'n“ und „Bucht'ln“ und „Hobelschatten“ und zwei gewaltige „Prügelkrapsen“, die den ganzen Nachmittag über die Geduld der „Hasenhündlin“ in Anspruch genommen. Denn die Hasenhündlin war richtig wieder eingezogen, zugleich mit dem „Schnitthahn“, und wo wäre weit und breit eine Köchin zu finden gewesen, die solche Prügelkrapsen baden konnte wie die Hasenhündlin? Das wußten die Leute zu schätzen, und d'rum ging es noch einmal so rasch mit der letzten „Drivat“ (Arbeit).

Als die Suppenteller klapperten und die Schnitter und Schnitterinnen um den großen Gefindetisch saßen, erschien Lolette, fragte mit einem gnädigen Lächeln, ob es ihnen auch tüchtig schmecke, sah zu, daß jedes sein gehöriges Teil nahm und ordnete zuletzt an, daß zum „Bacht“ heuer ein „extraguter Tropfen“ aus dem Keller zu holen sei.

„Der?!“ meinte der Wirtschaftler erstaunt, als Lolette den Jahrgang 1834 nannte — „der liegt ja schon im Herrschaftskeller!“

„Ganz recht“, lächelte Lolette, „eben den mein ich. Und damit die Leut' nit allzu lang d'rauf warten müssen, kann der Klamert mit ihm hinunter geh'n!“ Damit zog sie einen klirrenden Schlüsselbund aus ihrem Retikül und reichte ihn — dem Klamert! Der Wirtschaftler biß sich vor Verdruß in die Lippen und ging etwas brummig ab, nahm aber doch die zwei größten Steingutkrüge mit. Wer hätte heute einen Spaß verdorben?

War das Mahl zu Ende, wurde auf das Wohl der gnädigen Herrschaft getrunken und der Schloßfrau der Erntekranz überreicht. Das geschah im Hof, mitten unter den blühenden Linden, und der Nebl Franz mußte dabei die „Garpf'n“

zupf'n“, damit sich das „Sprüchl“ besser anhörte. Schon lange vorher wurde unter den Dirnen hin und her gestritten, welche das Sprüchl „aufsagen“ solle? Die Männer meinten, daß es die „Sauberste“ tun müsse, die Weiber, die einer solchen Auslese nicht hold waren, blieben dabei, daß es immer „die älteste Dirn' gewesen“, so lang man denken konnte. Wenn es aber darauf ankam — wollte wieder keine die älteste sein!

„Bonn's nit hold stad seid's mit engern Brosontir'n, loß' ich im Kirchenbuch nachschlog'n“, hatte der Rentmeister diesmal droh'n müssen. Dann hatte sich endlich eine gefunden.

Als die Leute ihr „Bacht“ gegessen, ordneten sie sich in Reih und Glied und zogen, jeder sein Glas in der Hand, in den Hof hinaus; voran die Dirne mit dem Erntekranz.

Lolette hatte unterdes ihren schönsten und lustigsten Staat angelegt: ein weißes Batistkleid, das duftige „Halbeln“ zierten und breite Zwischensätze echter Valenciennespitzen so durchsichtig machten, daß man darunter die Seide des kostbaren Unterrocks schimmern sah. Nacken und Hals waren entblößt, die reiche Fülle der blonden Locken hielt nur ein weißes Band zusammen. Kein Reif zierte ihre runden Arme, selbst die Ohrringe hatte sie abgelegt. Hoch, schlank, schön stand sie vor ihrem Spiegel, nur vom Sonnenglanz ihrer blonden Schönheit übergossen, vom seidigen Perlmutter-schimmer dieser Haut, die selbst wie ein kostbares Gewebe in der rosigen Dämmerung des Abends ausleuchtete. So schritt sie hinab unter die Linden.

Als sie erschien, zupfte der Nebl Franz die „Garpf'n“, Schnitter und Schnitterinnen schwenkten ihr die Gläser entgegen.

„Hoch soll sie leben — hoch soll sie leben — dreimal hoch!“

Das wollte ein Tusch sein. Dann wurde es still.

Die Dirne trat vor, den Kranz in der Hand, machte einen tiefen Anix, strich etwas verlegen an ihrer Schürze herunter und begann endlich, ihr Sprüchl herzusagen, laut, fest, ehrlich — wie ein Kind, das brav gelernt.

Do leg'n mir dir den Kranz zu d'Fuäß —
Lang wor'n die Tag' und groß die Diat' —
Doch hob'n m'rs broat un san irbt froh
Und ruf'n: „Unzre Frau Gräsin hoch!“

Und „hoch — hoch — hoch“ scholl es der schönen Herrin entgegen, als sie die Hand nach dem duftigen Gewinde streckte, das ihr die Dirne reichte.

Die schwersten und goldigsten Aehren waren zum Kranz gewunden — der letzte Moh'n des Feldes, blaue Cyanen und rosige Widen, was die Scholle sich selbst als Schmutz in ihren Segen slicht, nickte aus dem Gold der Aehren hervor. Sonst war es Sitte, daß die Herrin, sowie sie den Kranz empfing, ihn an einen Haken der Tenne hing, wo er als Zeichen der Fülle und des Segens bis zum nächsten Erntefest prangte. Diesmal tat Lolette anders. Langsam hob ihre Rechte den Kranz, höher und höher bis er wie eine Krone über ihrem eigenen blonden Haupte schwebte. Sie hob auch den linken Arm — und während sie das goldene Gewinde mit beiden Händen fest in ihre Locken drückte, lächelte sie dem zu, den sie liebte — süß, während wie der Sommer, der diesen Kranz gewunden, den Kranz aus Blüten und Früchten.

Die Leute, schon erregt von der Erwartung des Tanzes, der dem „Schnitthahn“ folgte, merkten es nicht. Aber er, dem der heimliche Liebesgruß geglolten, erbebt vom Scheitel bis zur Sohle.

Als die Arme Lolettes von dem blonden Haupt herabsanken, fielen sie geradenwegs in die heißen Hände Klamerts, der sie mit einer artigen Verbeugung um den ersten Tanz bat.

Die Sonne war hinter Wolken untergegangen und der kühle Hauch, der vor dem Abend herging, legte die letzte Schwüle des Tages hinweg. Noch dümmerte es, aber zwischen dem fliehenden Gewölk blinkte schon der volle Mond hervor und streute seinen Glanz wie große, silberne Wunderblüten in das Dunkel der breitsthattenden Linden. Dann und wann zuckte ein Wetterleuchten am Horizont auf, verirrte sich das Murren eines fernen Gewitters in den Frieden des Abends. Aber die Nachtigallen im Schloßpark sangen noch einmal so laut, und von den blühenden Linden ging ein Duft aus, der etwas Schwüles und Verwuschendes hatte. Selbst

Der Nebel-Franz schien's zu spüren, wie er so dasaß und die „Garp'n zupfte“. Wenigstens entsann er sich nicht, daß ihm der „Schönbrunner Walzer“ jemals so leicht aus der „Klampf'n ganga wär“. Und von den Klängen der unsterblichen Weise beflügelt, empfanden es auch die anderen. Die schwerfälligen Bauerndirnen flogen förmlich erbleicht an ihm vorüber, die Schnitter wiegten sich, als wär ihnen niemals der Rücken steif und die Beine schwer geworden, und dort, das junge, strahlende Paar — Lolette und der Klamert. War das überhaupt noch ein Tanz? Die wirbelten ja ordentlich dahin, daß es dem Musikanten ganz schwindlig wurde, wenn er nur aufaß.

Zwei- oder dreimal schon hatte er den „Schönbrunner“ zu Ende gespielt, aber immer wieder war ihm von einer festen, männlichen Stimme ein befehlendes „Weiter!“ zugerufen worden. Der Nebel-Franz kam nicht oft in das Schloß und deshalb war es ihm nicht recht klar, von welcher Seite her dieser Befehl heute ausging. Denken konnte er sich's wohl, und als ihm ein vierdes „Weiter!“ zugerufen wurde, wußte auch der Nebel, wie er dran war. „Mir scheint, heunt spiel i a a wengerl dem Teuf'l auf,“ dachte er. Denn der Nebel war fromm. Wenn er sich aber besann, daß es das „gnädige Fräulein“ war, der er den Krug herrlichen Weines dankte, der ihm, auch wie auf Befehl, immer aufs neue gefüllt wurde, gab er alles andere dem lieben Gott anheim. Der mußte ja endlich und schließlich doch auch wissen, was er geschehn ließ.

Wie aufgelöst hing Lolette in des Burschen Arm, der sich immer fester, immer heißer um ihren Leib legte, mit einem Drack, der sie selig machte und so schwach, wie sie sich noch nie gefühlt, als sprang' ihr die Blut des begehrenden Mannes Funke um Funke ins eigene Blut hinüber, so daß auch sie nur mehr wollen konnte, was er wollte. Ihre Loden hatten sich gelöst, ihr Haupt war zurückgesunken, in den dunklen Pupillen der weit und starr geöffneten Augen schwamm das Silber des Mondes wie eine blaue, magische Flamme. Noch vermied sie es, dem Blick zu begegnen, der eine solche Gewalt über sie hatte, auf ihr ruhte, fest und zielbewußt, mit der ganzen Brutalität des Wissenden. Aber es war nicht Scham, die sie diesen Blick meiden ließ, vielmehr Klugheit, die letzte Klugheit des Weibes, das instinktiv empfand, daß es dem Geliebten auch eine letzte Illusion lassen müsse, daß diese flüchtige Entfugung eines Augenblicks alles, was kommen müsse, noch einmal so süß und wonnig machen würde.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der erste Tote.

Novelle von Karl Busse.

Es sieht ein Staunen und tiefer Schreck in Kinderaugen, die einen Toten sahen.

Oft mußte die Schule am Sarge singen — aber der Sarg war stets geschlossen, ehe wir Kinder in die Stube hineingelassen wurden. Der Lehrer hatte dann den schwarzen Rock an und den hohen Hut auf. Er räusperte sich leise, hielt die Stimmgabel ans Ohr und begann.

Walter, der Stärkste, hielt das Kreuz. Wir anderen drückten uns, die Hüte in der Hand, um ihn herum und sangen, während die Augen scheu über den schwarzen Sarg, über seine Kränze und silbernen Vorten gingen. Wir sangen die alten Choräle, wir schritten zu zweien oder dreien dem Sarge voraus, geführt von dem Kreuze, das vor uns schwanke, wir standen an offenen Gräbern und hatten doch nie einen Toten gesehen.

Da wuchs immer mehr ein heimliches Grauen und eine seltsame Frage in uns. Wie sieht das aus, was hinter den schwarzen Brettern liegt? Wie sieht das aus, das reden konnte und nicht mehr reden kann, das ging und lief und nicht mehr zu gehen und zu laufen vermag?

„Das möchte ich wissen,“ sagte Männe Philipp, mein Schulkamerad. „Wenn ich mal einen seh', ruf ich Dich.“

Und wir gaben uns gegenseitig ein festes Versprechen. Nicht lange darauf hab' ich dann wirklich den ersten Toten gesehen.

Die Philipps waren eine betriebsame Familie. Sie wohnten am Turnplatz, der hinter der Kirchenmauer lag. Es gab dort Red, Barren, Leitern, auch einen Bod zum Springen und Bäume zum Klettern. Daran schloß sich der Garten, der nützlich bepflanzt war.

In dem dazu gehörigen Häuschen wohnte der Schuhmacher Philipp. Er war ein gewöhnlicher Plüschhuster, gerade noch geübt genug, um kranke Sohlen durch gesunde zu ersetzen. In seiner Glaszettel brannte das Licht. Manchmal tonnt' er sich auch im Glase spiegeln. Da sah er selber, daß seine Frau recht hatte. „Philipp“, sagte sie, wenn sie mit aufgekrempten Armen und

dampfenden, gedunsenen Händen hineinkam, „Du bist ein Schwein!“ Früher hatte sie ihm wohl den vorbeigerateten Schnupftabak aus den Falten der Lederschürze geklopft — das ließ sie jetzt. „Einigen wir uns auf ein Meerichwein, Tite,“ pflegte er zu antworten — „es klingt feiner.“ Und er sah wieder in die Augen.

Es lag bei ihm an der Nase. Sie hatte eine merkwürdige Form, und die Nasenlöcher waren gleichsam schwarze Höhlen. Das kam vom Schnupfen. Es wuchsen Härchen aus diesen Nasenlöchern, an denen die feinen Tabakkörnchen hängen blieben.

Aber das war nicht die einzige Eigentümlichkeit von Schuster Philipp. Er hatte daneben eine bedeutende Gabe. Er konnte das Klauen und Häuchen einer Nase großartig nachmachen. Er behauptete, dreißig Jahre daran studiert zu haben. Doch er ging sehr sparsam mit dieser Kunstfertigkeit um; tagelang mußte man oft betteln. „Es strengt an und ist kein leichtes Ding, sonderlich nicht für den Menschen,“ sagte er. „Für die Nasen bietet es keine Schwierigkeit.“

Aber wenn er auf der Straße jemanden erblickte, der herunter dahinschritt, und er selbst hatte gerade nichts vor, dann ging er leise an dem anderen vorbei und ließ ein jämmerliches „Miau“ erschallen, daß der Einsame erschrocken aufsprang und um sich spähte. Schuster Philipp tat desgleichen.

„Es scheint eine große Nagenplage hier zu sein,“ murmelte einß der Lehrer Höhne, dem es so ergangen war.

Und Philipp: „Man sollte die Luder's totschlagen. Kein Singvogel bleibt am Leben.“ Darob konnte er sich Wochen ergötzen.

Das also war der Meister. Er pflegte, wenn gerade keine Arbeit vorlag, auch den Garten.

Derweil stand sein angetrautes Weib am Waschfaß. Dampf erfüllte den Raum, es roch nach grüner Seife, die Fenster waren immer beschlagen von heißem Brodem. Und Tite Philipp wusch und rieb, rieb und wusch, daß ihr graues Zöpfchen lose in den Nacken hing, daß die Hände rot und wund wurden, daß die Brust nur so feuchte. Ihre Kundschaft bestand aus den Junggejellen der Stadt; jeder junge Gerichtsherr übergab mit seinen übrigen Rechten und Pflichten auch die Waschfrau seinem Nachfolger.

Die dritte Person war Amanda, die Tochter. Sie war lange das einzige Kind geblieben und deshalb sehr verwöhnt worden, so daß sie zu grober Arbeit verdothen war. Aber dann kam noch ein Junge. Im Handumdrehen änderte sich alles. Die feine Amanda war eine Nebensache und mußte mit heran. „Erst verdienen, dann essen,“ sagte der Schuster, da steckte er die Tochter in ein Geschäft. Zum Dienstmädchen war sie zu vornehm. Sie nannte sich also „Modistin“ und trug schön gepuckte Kleider, auch Stiefelchen mit hohen Absätzen. Wenn sie mit ihrem trippelnden Gang über den Turnplatz kam, heulten die Jungen im Chorus:

„Amanda geht auf Stöckelschuh'n,
Amanda ist Modistin —“

Das Lied ging noch weiter — ich hab's vergessen. Sie rümpfte nur die Nase, ohne etwas zu erwidern.

Männe Philipp war der vierte, eben der spät und unerwartet eingetroffene Junge. Er war auf dem Turnplatz mein Spiel-, in der Schule mein Klassenkamerad. Er tauschte Knöpfe (blankel) gegen Reifen, Silberbogen, Karmelkugeln um, stahl seinem Vater die Birnen vom Baume und war eine Seele. Außerdem hatte er Kaninchen, die fortwährend jungten. Ein Meerichweindchen mußte er weitergeben, da sich der Alte getroffen fühlte. Wenn er die fertigen Stiefel austrug, gab es oft ein Trinkgeld. Dafür erstand er beim Krämer Schokoladenpulver.

Männe war des Vaters Liebling. Es kam vor, daß der Schuster extra zur Belustigung seines Jungen sogar miaute. Auf seinem Schemel, auf dem Schusterschemel, wo schon so viele tiefdenkerisch gemorden sind, hatte er herausgebracht, daß große Gaben in seinem Sohn schlummeren. Und eine stille Hoffart hatte ihn gepackt: es standen rings gar viel Schusterkinder auf der Kanzel und dem Ratgeber — warum sollte sein Junge das hohe Ziel nicht auch erreichen? Ich selbst habe Männe Philipp durchaus nicht als großes Kirchenlicht im Gedächtnis. Er verlieh sich mit Vorliebe auf seine guten Augen und Ohren.

Ein fünfter Hausbewohner schließlich — der interessanteste für uns — war Julius. Es war ein Unglücklicher, der sich sehr glücklich fühlte. Es war ein harmloser Geisteskranker, den man zu den Philipps in Privatpflege gegeben hatte. Ein Riese von Gestalt, trug er einen verwilderten Bart und marschierte, statt zu gehen. Alle Glieder schienen nur lose in den Gelenken zu liegen. Er warf sie seltsam, sie schlenderten hin und her. Mit gutmütigem Grinsen schleppte er von früh bis spät Wasser nach der Waschküche. Wenn er mit den randvollen Eimern über den Turnplatz kam, dann schrien wir Jungens: „Achtung, Julius! Präsentiert das Gewehr!“ Und Julius stand steif wie ein Stück Holz. „Augen rechts!“ Man sah das Weiße, so verdröhte er sie. „Bataillon marsch!“ Da setzte er mit den schweren Eimern zum Paradezug an.

Er war, wie gesagt, harmlos und gutmütig. Wollt er mal störrig werden, so brauchte der Meister Priemsticker nur den Knie-riemen loszuknallen und ihn durch die Luft sausen zu lassen. Dann zitterte der Riese am ganzen Leibe, suchte mit scheuen, irren Augen die Ecken ab und holte wieder Wasser . . . Wasser . . . Wasser . . .

Run geschah es, daß eines Tages Männe Philipp in der Schule fehlte. Die Wappe noch auf dem Rücken, kam ich in die Schusterrei. Mit den ewig aufgekrempten Armen ging Mutter Tite umher,

Sie war wütend. „Schöne Krankheit," große sie, „wenn er sich den Leib mit grünen Pflaumen vollschlägt! Und gerade jetzt liegt ein Haufen Wäsche da — nicht zum Durchkommen!"

Der Alte kopfte tiefinnig Holzstifte ein. „Er liegt drinne," sagte er und wies mit dem unförmig breitgedrückten Daumen nach der Tür.

Männer hatte ein heißes Gesicht. Nach der Schule fragte er nur so nebenbei. Aber ob die Kaninchen Kost hätten, ob Lehdchen Viehisch die fünfzig Knöpfe für ihn mitgebracht, ob die Pflaumen unterdes — seit einem Tage — schon blauere Farbe hätten! Wehe, wenn ein anderer sie stahl! Das wollte er selbst besorgen.

Es vergingen Tage und wieder Tage — Mannes Platz in der Klasse blieb nach wie vor leer.

Doch als ich eines Tages gerade vom Mittagessen aufstand, kopfte es, Schuster Philipp wollte zum Vater. Sein Junge wollte mich sehen und hätte nach mir gefragt. „Vielleicht erlauben Sie's, Herr Kanzleidirektor."

Unheimlich sah heut' die Nase mit den beiden schwarzen Höhlen aus. Vielleicht, weil das Gesicht blasser war.

„Nehmen Sie ihn gleich mit, Nachbar," sagte mein Vater und blidte über die Brille weg zu mir. So schritt ich neben dem Meister. Mir war bekommen, weil der Alte kein Wort sprach.

Daß es meinem Schulkameraden schlecht ging, merkte selbst ich. Er warf sich im Fieber hin und her und erkannte niemanden. Wir warteten lange im Zimmer. Die feine Amanda stand am Fenster und zerbückte eine Träne. Fenster, mit schwerem Tritt, den sie dämpfte, ging Mutter Elle auf und ab. Der Vater starrte in die Glastugel und auf seinen Sohn.

Der Kranke war nicht unheimlich, die Stille war es. Endlich riß Männer, als blende ihn ein Licht, die Augen auf. Er sah mich lange an. Er erinnerte sich wohl schwer. Ich gab ihm die Hand. Er nidte.

„Die Kaninchen," murmelte er.

„Sie haben wieder gejungen, Männer," sprach der Meister. „Wir haben schon den ganzen Stall voll."

„Ja, ja!"

Plötzlich wurden seine Augen irr. Er schrie, schlug um sich. „Lauf zum Doktor, Mandchen," sagte der Schuster verzweifelt. „Wenn er nicht bald kommt —"

Die feine Amanda lief. Wieder die Stille. Nur vom Turnplatz kamen die Stimmen der Knaben. Sie verkündeten bald darauf, daß die Tochter zurückkehrte.

Ich war statt ihrer ans Fenster getreten.

„Amanda geht auf Stöckelschuh'n,
Amanda ist Modistin —"

Wäre es jetzt lustig.

Da blieb die Person mit dem trippelnden Gang plötzlich stehen, hob den Arm, ballte die Faust.

„Hundsfötter!" schrie sie wild — die feine Amanda. Es schien, als wollte sie sich auf die ganze Bande stürzen. Dann, sich besinnend, ging sie der Haustür zu, während die Jungens mit verdubten Gesichtern ihr nachsahen.

Der Arzt wollte kommen, bestellte sie. Der Arzt war nicht mehr nötig, das Licht war am Erlöschen. Sie wußten es auch alle. Immer starrer wurde des Schusters Gesicht. Amanda weinte. Die Frau hielt sich am besten.

Da öffnete Männer die Augen wieder. „Geh hin," sprach der Meister, „er ruht dich!"

Aber als ich vorm Bett stand, suchten die Blicke des Kranken den Vater. Der stellte sich mir zur Seite.

Zweimal versuchte Männer zu reden. Er war schon zu schwach. Dann brachte er es doch heraus: „Die Kap' . . . mach' die Kap', Vater!"

„Jung," stammelte der Alte. Sein Gesicht verzerrte sich. Er zwang sich zum Lächeln, während die Tränen ihm langsam über die Wäde liefen. Er zwang sich zum Lächeln, und — er miante.

Es klang furchtbar. Es klang gequält, unheimlich: „Miau, mi . . . au . . ." Es durchschnitt die Herzen.

„Mann!" rief Tite, während ich zurückwich und in sein Gesicht starrte. Er war ganz verzerrt, alles arbeitete darin. „Miau . . . miau . . ."

Auch Männer hatte ein jähes Entsetzen in den Augen. Er wollte die Hand heben, sich aufrichten, da sank sein Kopf. Der magere Körper schüttelte sich, streckte sich lang, die Finger fahnen in die Bettdecke.

Tite war zugesprungen. Sie hielt ihren Sohn. Sie horchte. In einzelnen Pausen miante der Schuster noch immer. Er wollte seinem Sohn die letzte Freude machen. Der hörte längst nicht mehr. Der Arzt sah es sofort, daß er tot war.

Tite hielt sich den Kopf. „Deshalb muß die Wäsche doch ins Faß," sprach sie dann und ging schwer hinaus. Aber der Schuster wollte es nicht glauben. Mechanisch bewegten sich noch immer die Muskeln von Zeit zu Zeit: er machte die Kap'.

Da lief ich verstört, entsetzt hinaus, die furchtbaren Laute noch immer im Ohr.

Zulius schleppte wieder die Eimer und übte Parade-marsch.

Bevor er in den Sarg gelegt wurde, sah ich Männer noch einmal. Der erste Tote! Er wollte mich rufen. Seitdem wußt' ich, wie das aussieht, was hinter den schwarzen Brettern liegt. Vor vielen wachsblassen, eingefallenen Gesichtern mußte ich später noch

sehen. Ich hatte kein Grauen vor ihnen. Aber mit Grauen horchte ich, ob etwa auch hier das furchtbare Miau tönen würde, Zu den Philipps bin ich nie wieder gegangen.

franz Liszt.

Das Charakterbild des Musikers, zu dem als Säcularheros die sogenannte gebildete Welt im Oktober dieses Jahres, mit der üblichen Begeisterung der Feuilletonisten und der kalenderischen Huldigung durch eine Sturmflut von musikalischen Liszt-Gedenkfestern in den Konzertsälen aufblüht, beginnt in der Geschichte zu schwanken. Nicht sein Charakterbild als Mensch. Das strahlt ungetrübt: es hat nie einen selbsttöteren, gütigeren, edleren und hilfreicheren Künstler von Belust gegeben wie Franz Liszt. Sehr zum Unterschied von seinem Schwiegerjohne Richard Wagner. Aber die öffentliche Wertung Liszts als Schaffender ist in den letzten Jahren auffallend gesunken. Nicht so sehr vielleicht in den Registrier- und Reparatoren der zünftigen Kritik wie in der Schätzung des gebildeten musikalischen Publikums. Nachdem in den 90er Jahren Leute der Propaganda begeisterter Lisztianer, wie Borges, Reuß, Göllerich, Pohl, die Konzertsäle von den 12 „Symphonischen Dichtungen," von „Dante" und „Faust," von „Christus" und der „Grauer Feste" widerhalten, wobei die langmährige Legion seiner Schüler um die Liebe zu ihrem geistigen Vater mit Liszt und Gewalt durch pianistische Hufarenritte einbläuen wollte, ebhte die künstlich gemachte Haufe auf dem Musikmarke rapide ab. Heute — wir dürfen es auch an diesem Tag mit objektiver Ruhe aussprechen — steht Franz Liszt, der Komponist wieder auf der innerlich berechtigten Stufe des Virtuosen, auf der er stand, ehe eine vorzeitige Perspektive ihn in die gleiche Front mit geistigen Neuschaffern wie Goethe, Verlioz, Wagner oder gar Beethoven rangierte.

Rein der Liszt, der als Wunderkind, als „le petit Litz" die Salons in Pest und Paris entzündet hatte, der später auf seinen Triumphzügen den Ruhm Chopins und Paganinis verdunkelte und als Klavierspieler von unerreichter Meisterlichkeit im Technischen, von unerhörter Poesie des Anschlags wie geistiger Durchdringung des Stoffes die elegante Welt entzündete, er hat nicht die Geschichte des verkannten Genies um ein neues schmerzliches Kapitel bereichert. Auch nicht als den zur Ruhe gekommenen Meister, der sich nun ganz der Komposition, dem Unterricht im höheren Klavierspiel und der Wagner-Propaganda widmete, die beschaufte Lust Weimars, die mit programmatischen Ideen geschwängerte kosmopolitische Atmosphäre Bayreuths umfing. Dieser Liszt „der zweiten Periode," der wie ein feuriger Meteor aus dem glänzenden Paris des zweiten Kaiserreichs verschwunden war, um mit den „kleinen Weihen des Weltpriesters" verziehen hinter den Vollenvorhang des romantischen Deutschland als Regisseur Wagners und seiner Getreuen fortan zu wirken, hat zwar im Anschluß an Hector Verlioz der sinfonischen Musik neue Wege gewiesen, er hat ihr Formengebiet und ihr seelisches Sprachvermögen bereichert, indem er als literarischer Musiker in seinen Programmufiken die schildernde Tonkunst mit politischen Ideen und Vorwürfen verschwürte, aber er konnte die neue Form nicht ausfüllen. Liszts melodische Erfindungs- und thematische Gestaltungskraft stand nicht auf der Höhe des Genies, das er sonst in allen musikalischen, geistigen und menschlichen Dingen war. Winzige, engbrüstige Motive ohne rechte gefühlbestimmende Kraft, eine auf dem symmetrischen Prinzip des Dualismus beruhende Architektur, Mangel an künstlerischer Kontrastwirkung, Sucht nach äußerlichem Prunk und lärmenden Theatereffekten in den Schläffen, eine von Wagner slavisch übernommene Harmonik, ein sprunghaft rhapsodischer Stil, eine blendende an Raffinement für seinen späteren Vollender Rich. Strauß vorbildliche Instrumentationspalette: das kennzeichnet den Sinfoniker Liszt. (Auch in seinen geistlichen Werken!)

Neber allem, was Liszt, der Fruchtbare, je schrieb, schwebt jenes mondäne Parfüm französischen und ungarischen Salons, in denen er sich wohl fühlte, aus denen er seine Lebensgefährtinnen holte. Es sind alles kleinere und größere Salonstücke mit der Technik des Franzosen gemacht, Rhapsodien à la hongroise oder Virtuosenfächen à la Paganini. Der Bole Chopin war deutscher als der Ungar Liszt, der zwischen den Massen stand und ein heimatloser Kosmopolit der Kunst war. Ein Victor Hugo der Musik mit weitgesteckten Zielen und überhäumender Talraft, wollte er die deutschen Romantiker überflügeln, indem er Mendelsjohns Lieder ohne Worte ins Orchester überlegte, aber es blieben aufgekauft Klaviertranskriptionen. Und Schumann, der feinsinnige musikalische Poet, der in seinen unausgesprochenen Klavierschöpfungen ohne „Programm" viel mehr in kleineren Formen zu sagen wußte wie der großartige „Reformator der Sinfonie" Liszt, blieb dem deutschen Herzen viel näher. Denn seine Phantasie war elementar, sein Gefühl echt und leisch, seine Lyrik einfach wie die deutsche Landschaft, seine Technik wurde nie virtuoser Selbstzweck.

So ist das Phänomen Liszt die Tragödie des reflektierenden Virtuosen, der die Schranken seines ihm eingeborenen Stils mit aller Gewalt verneinen wollte, mit jener Gewalt, die der Idealismus seines edlen Künstlerherzens ihm eingab, dem aber die Kraft, die letzten Ziele zu erreichen, fehlte. Zu der Kunst aber ist Können alles, Wollen nichts. Das Wollen Liszts war monumental auf allen Gebieten. Er flog hinab in Dantes Hölle, er entzündete seine Phantasie an Goethes Faust und schuf wirklich in den drei Charakterbildern etwas, vielleicht das einzige Bleibende. Er wollte die Leidensgeschichte Christi im Dratorium dar-

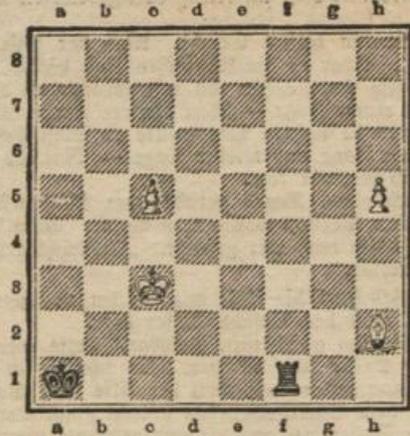
fiellen und die Wunder der „Heiligen Elisabeth“ auf der Bühne zeigen Schillers „Ideale“, der „Prometheus“-Stoffe, „Hamlet“, das ewige Gegenfächliche: „Lamento o trionfo“ und viele andere gewaltige Vorwürfe erscheinen in seinem Schaffensplan. Er wollte das deutsche Kunstlied reformieren. Das gelang etwas später erst Hugo Wolf. Das Ritzsche Lied ist in seiner teils parfümierten Grotte teils katholisierenden Mystik undeutlich im Besenstern. Er schrieb zahllose Paraphrasen und Transkriptionen von Liedern Schuberts und Beethovens, von Motiven Wagner'scher, Meyerbeer'scher und Verdi'scher Opern für das Virtuosen-Klavier und bereicherte damit das feinfühligste Kapitel der musikalischen Geschmacklosigkeit ebenso sehr wie die späteren „Bearbeiter“ Schuberts, die das Schubert-Lied ins große Orchester zertrümmerten. Er züchtete durch das Vorbild seiner pianistischen Meisterkraft und seiner idealen Kunstlehre zahllose Schüler und Schülerinnen (Nietzsches hohes Wort: Ritz oder die Schule der Gefügigkeit nach Weibern!) in Klavierspiel und Komposition. Sie gingen — die Taubig, Lassen, Bülow, Friedheim, Siloti, Ansförge, Stradal — in alle Welt und begründeten die Geschlechter der langbelockten, schwarzbefrachten titanischen Klavierhufaren, die in den winterlichen Konzertsälen laut und dröhnend verkünden, daß es auch in der Kunst der Musik eine Großindustrie und eine Massenproduktion gibt, daß durch Ritz der Rahmen patriarchalischer andächtiger Musikpflege im häuslichen Kreise für immer zersprengt ist. Daß an seine Stelle das soziale Uebel der öffentlichen Konzertpest getreten ist, mit seinen zahlreichen schimmigen Begleiterscheinungen künstlerischen Proletariats, die durch den Massenandrang der Virtuosen, und solcher, die es werden möchten, in die leer und leerer werdenden Konzertsäle bedingt sind. Aber Wagner, der sich bekanntlich um die offizielle Anerkennung der kompositorischen Geniewerte seines Schwiegervaters, der ihn den dornigen Lebensweg mit tatkräftigem Opfermut ebener half, immer schon gedrückt hat, sah in den Bestrebungen Ritz's eine internationale Ritz-Schule zu befestigen, ein indirektes Mittel zur Wagner-Propaganda und so segnete er sein Tun mit den schönen Worten: „Da muß ich denn immer an Dich denken und Deinen merkwürdigen Einfluß auf diese nun schon so zahlreiche und oft bedeutend ausgestattete Jugend mir vorführen: ich kann nicht anders, als Dich glücklich preisen und Dein harmonisches Wesen und Dasein aufs innigste bewundern.“ Das sagte er 1858. Im Jahre später schon spürte er selbst den „merkwürdigen Einfluß“, den Ritz's Tochter Cosima aus seiner Bewusstseinswelt mit der Gräfin d'Agoult (Schriftstellernamen Daniel Stern), lange bevor sie Cosima Wagner wurde, auf ihn, seine Ideenwelt, seine politische Ueberzeugung, seine Lebensführung, seinen Verkehrston mit Fürsten und Machthabern ausübte. Ein verhängnisvoller Einfluß insbesondere auf den alternden Wagner. Pietistisch-nazarenische Suggestionen, die nach dem sonnigen Aufstieg der Meistersinger den Kreuzfall des Parsifal zur Folge hatten.

Einer der schönsten Charakterzüge des Idealisten Ritz ist die Selbstlosigkeit und opferwillige Hilfsbereitschaft. Zu einer Zeit, wo er selbst als Komponist sich über mangelhaften Erfolg in der mahngewebenden Musikwelt, die ihm nur die Lorbeeren des Virtuosen reichen wollte, beklagen mußte, hat er als „außerordentlicher Hofkapellmeister“ in Weimar im Kampfe gegen den erfolgreichen Intriganten gegen das musikalische Jungdeutschland Dingelstedt eine ganze Anzahl von Opern und Musikdramen damals in Deutschland noch unbekannter Talente durchgesetzt. Von solchen bedeutenden dramatischen Werken erlangen unter Ritz's begeisterten und begeisternden Direktion zum ersten Male in der alten Musenstadt Weimar: „Lohengrin“ (1850), „König Alfred“ von Raff (1851), „Benvenuto Cellini“ von Verlogio (1852), Schumanns „Manfred“ (1852), „Alfonso und Estrella“ von Schubert (1854), „Die sibirischen Jäger“ von Rubinstein (1854), „Der Barbier von Bagdad“ von Cornelius (1858). Die geplante Uraufführung des „Rheingold“ hat die Dingelstedt-Elique glänzend hintertrieben, wie sie auch die löstliche musikalische Komödie des treuesten Wagnerianers Cornelius zu Falle brachte. Diese schimpfliche Niederlage des Bühnenwerkes, das neben „Lohengrin“ das berufenste in der neuen Weimarer Stilbildungs- und Dirigentenschule schien, hat Ritz nie verwunden. Er verließ gleich darauf Weimar und hat nie mehr eine Oper öffentlich dirigiert.

Einen viel unheilvolleren Einfluß wie die geistvolle d'Agoult hat eine andere adlige Freundin des in puncto Weiblichkeit bekanntlich sehr weichherzigen Künstlers ausgeübt. Das war die Fürstin Karoline Wittgenstein, die Ritz jahrzehntelang am geistigen Gängelband geführt hat. Bis er den inneren Frieden im Schoße der katholischen Kirche fand, ein ungefülltes Sehnen aus frühesten Jugendzeit zu befriedigen. So suchte der Weltweise in Ritz die drei Lebensmächte Kunst, Liebe, Religion in sich auszubalanzieren. Mit dem Blick auf Bahufried und den Grafstempel, die beiden Stätten, die ihm das Heiligste umschlossen, starb Franz Ritz, der schneeweisse Abtate, auch äußerlich ein Charakterkopf, im 75. Lebensjahre am 3. August 1886 in Bayreuth. Mit ihm ging der tapferste Vorkämpfer für die neuen Ideen in der Musik, für den Fortschritt auf allen geistigen Gebieten, ein Künstler von höchster Intelligenz, von souveräner Beherrschung in allem Technischen dahin und ein schaffender Lieddichter, in dem Reflexion, Idee und Geist stärker waren wie Originalität und Ursprünglichkeit. Wenn Ritz's Werke längst in Staub zerfallen sind, sein hohes, reines Menschentum wird in der Geschichte fortleben.

Schach.

Unter Leitung von S. Mlapin.
Platoff.



Weiß am Zuge gewinnt.

Lösung. (14. Oktober. Weiß Kg3; Td5; So5. Schwarz Ke1; BB a2, c4, g5, g4. Remis.) 1. Sd3†, c×d3; 2. Te5†, Kf1; 3. Tf5†, Kg1; 4. Ta5, d2; 5. T×a2, d1D; 6. Tg2†, Kf1; 7. Tg1†, K×T. Weiß ist pat.

Schachnachrichten. Am 22. Oktober findet in den Sälen des Lokals „Alt-Berlin“ eine Versammlung statt, in der über den „Zusammenschluß des Berliner Vereins mit der Schachvereinigung organisierter Arbeiter in Moabit“ verhandelt wird.

Französische Partie.

Im Karlsbader Turnier 1911 gespielt. Die Variante, die in gegenwärtiger Partie angewendet wurde, bildet eine bedeutsame Neuerung, die ein neues Licht auf die Eröffnung wirft.

Dr. Perlis S. Mlapin

- 1. e2—e4 e7—e6
- 2. d2—d4 d7—d5
- 3. Sb1—c3
- Besser einfach 3. e×d5! nach
- 3. Sg8—f6
- 4. Lc1—g5
- D5 4. c×d5, S×d5!; 5. Se4,
- f5 zc. für Weiß günstig ist, dürfte
- noch zu erforschen sein.

Auf 4. e5, Sfd7; 5. f4, c5; 6. d×c5, Se6!; 7. a3! folgt 7. f6! mit Demotierung des weißen Zentrums.

- 4. Lf8—e7
- 5. e4—e5 Sf6—d7
- 6. Lg5×e7 Dd8×e7
- 7. f2—f4

In der Partie Spielmann-Mlapin (vom Schwarz gewonnen) geschah die übliche Fortsetzung: 7. Sb5, Sb6; 8. c3, a6; 9. Sa3. Auch hier kann Schwarz mittels 9. Ld7! 10. f4, f5 die Variante der gegenwärtigen Partie durch Zugumstellung erreichen.

- 7. f7—f5
- 8. Sc3—b5
- Um De7—b4 zu parieren.
- 8. Sd7—b6
- 9. c2—c3 a7—a6
- 10. Sb5—a3 Lc8—d7
- 11. Sg1—f3 Sb8—c6
- 12. Dd1—d2 Sc6—d8
- 13. Lf1—d3 Sd8—f7

Die „Neuerung“ besteht in dem Wandler des schwarzen Damenspringers (anstatt der üblichen c7—c5), um einerseits durch rapide Entwicklung des Damensfüßels 0—0—0 vorzubereiten; andererseits aber event. g7—g5 mit Angriff auf dem Königsfüßel durchzusetzen.

- 14. Sa3—c2 Ld7—b5
- 15. b2—b3
- Sc2—c3 kam in Betracht, oder
- auch h2—h4.
- 15. Lb5×d3
- 16. Dd2×d3 g7—g5
- 17. g2—g3 g5×f4
- 18. g3—f4 Th8—g8
- 19. 0—0—0 Tg8—g4
- 20. Td1—g1 0—0—0

Auf 20. T×f4; 21. Tg7 erlangt Weiß Angriff.

- 21. Tg1×g4 f5×g4
- 22. Sf3—e1 Sf7—h6
- 23. Sc2—e3
- falls 23. h3 so 23. Dh4;
- 24. D×h7, g×h3 zc.
- 23. Td8—g8
- 24. Ke1—b2
- 24. f5, e×f5; 25. S×f5, Dg5†;
- 26. Se2 zc. war zu erwägen.
- 24. De7—f7
- 25. Se1—g2 Sh6—f5
- 26. Se3×f5 e6×f5
- 27. Th1—e1 Df7—e6
- Zur Verhinderung von e5—e6.
- 28. Sg2—e3 Tg8—f8
- 29. a2—a4 Ke8—b8
- 30. a4—a5 Sb6—c8
- 31. e3—c4 c7—c6
- 32. c4×d5 c6×d5
- 33. Dd3—c2 De6—c6
- 33. Se7?; 34. Dc5, Tc8;
- 35. Dd6† zc.

- 34. Te1—c1 Dc6×c2†
- 35. Te1×c2 Sc8—e7
- 36. Te2—c5 Tf8—d8
- 37. Te8?; 38. S×d5!, T×c5;
- 39. S×e7 neßt event. S×f5 zc.
- 37. Kb2—c3 h7—h5
- 38. Kc3—d2 h5—h4
- 39. Tc5—c1 h4—h3
- 40. Te1—g1 Td8—g8
- 41. Kd2—e2 Kb8—c7
- 42. Tg1—c1† Kc7—d7
- 43. Se3—f1 Tg8—c8
- 44. Te1×c8 Se7×c8
- 45. Sf1—g3 Sc8—e7
- 46. Ke2—d3 Kd7—c6
- 47. Kd3—c3 Kc6—b5
- 48. b3—b4 Kb5—a4!

Hiermit entsteht für Weiß eine Zugzwangsstellung.

- 49. Sg3—h5 Se7—g6
- 50. Sh5—g3 Sg6×f4
- 51. Sg3×f5 Sf4—e6
- 52. Sf5—g3 Se6—g5
- 53. Sg3—f5
- Zugzwang!
- 53. Sg5—e4†
- 54. Kc3—d3 g4—g3!
- 55. Sf5×g3
- 55. h×g3, h2; 56. e6, Sf6 zc.
- 55. Se4×g3
- 56. h2×g3
- 56. e3, Sf5.
- 56. Ka4—b5

Ausgegeben (h3—h2—h1D ist nicht anzunehmen).